

VBA 2853



Karl Barth

Bild: dpa/upi

Den Gefangenen Befreiung

Karl Barth — Abschied und Dank / Von Professor D. Hermann Diem

Karl Barth ist in seinem 83. Lebensjahr gestorben. Ein einzigartig begnadetes Leben ist damit zu Ende gegangen. Als Sohn eines Theologieprofessors in Bern geboren, studierte er selbst Theologie bei allen damals berühmten Lehrern, besonders in Deutschland.

Akademische Ambitionen hatte er nicht. So fing er 1911 an, in dem Arbeiterdorf Safenwil im Aargau als Pfarrer zu predigen. Aber so eifrig und gründlich er studiert hatte und seine Lehrer, insbesondere Wilhelm Herrmann in Marburg, hoch verehrte, wurde ihm all das, was er gelernt hatte, in der Praxis des Pfarramtes immer fraglicher. Nicht bloß die damals herrschende liberale Theologie des „Kulturprotestantismus“, sondern auch der „religiöse Sozialismus“ konnte ihm nicht helfen, so sehr ihn gerade die sozialen Fragen bewegten.

Im Ringen um das Einvernehmen mit seiner Gemeinde kam er immer mehr zu der Überzeugung, daß man es als „rechter“ Pfarrer der Gemeinde gar nicht „recht“ machen kann und darf. Das Wort Gottes in der Bibel war ihm zu übermächtig geworden. Er fing an, aufs neue den „Römerbrief“ zu studieren. Er bekehrte sich dabei aber nicht vom „Liberalen“ zum „Pietisten“, was in der damaligen Frontstellung — wie auch heute wieder — als die einzig mögliche Alternative erschien, sondern suchte seinen eigenen Weg zwischen den Fronten.

Dieser Weg führte ihn nicht zu der heute gängigen Losung: „Gott ist anders“, sondern was er im Römerbrief neu entdeckte, war die

Erkenntnis: „Gott ist der ganz andere“. Als er seinen Kommentar zum Römerbrief 1918 zum erstenmal veröffentlichte, schrieb er am Schluß des Vorworts: „Sollte ich mich aber läuschen in der freudigen Hoffnung auf ein gemeinsames neues Fragen und Forschen nach der biblischen Botschaft, dann hat dieses Buch Zeit, zu — warten. Der Römerbrief selbst wartet ja auch.“

Aber das Buch brauchte nicht zu „warten“: es erschien eine Auflage nach der andern. Es wurde nicht nur gelesen, sondern auch heftig diskutiert. Wer in jenen bewegten Zeiten nach dem Ersten Weltkrieg studierte, erinnert sich, wie durch dieses Buch die Theologie auf einmal eine Angelegenheit der „Hörer aller Fakultäten“ wurde.

Die Fachtheologie lehnte es fast durchweg ab. Es kam zwischen Barth und seinen früheren Lehrern, insbesondere dem Altmeister Adolf von Harnack, zu öffentlichen Auseinandersetzungen, wie es sie in Brillanz, Schärfe und Sachlichkeit seither in der Theologie nie mehr gegeben hat. Die Kirchenleitungen verhielten sich sehr reserviert. Sie fürchteten das revolutionäre Pathos.

Barth selbst, inzwischen als Professor nach Göttingen berufen, schrieb zu diesem „Erfolg“ im Vorwort zur 5. Auflage des Römerbriefes 1926, in Anlehnung an die Lebenserinnerungen des Admirals Tirpitz, „es sei leicht, ein Fähnlein auf die Stange zu setzen, aber schwer, es mit Ehren wieder herunterzuholen. Ich füge hinzu: und noch schwerer — wenn allenfalls das Herunterholen irgendwie nicht in Frage kommen sollte — es mit Ehren droben zu behalten. Und das ist mein Fall: ich wollte schon oft, ich hätte dieses Buch nicht geschrieben, wenn ich mir immer und immer wieder klar machte, was nun, da ich es geschrieben, „weiter zu tun wäre“. Und dies bestand vor allem darin, „auf dem Feld der christlichen Lehre das bitter notwendige „Neue“ zu pflügen“.

Er hat das Fähnlein droben gehalten und ist Lehrer der Dogmatik geworden. Abgesehen von allem andern ist sein Pflügen und seine Arbeit beißkraft zu bewundern. Wo hat es je einen Universitätsprofessor gegeben, der 40 Jahre lang jede einzelne Vorlesungsstunde schriftlich ausgearbeitete und dieselbe nie ein zweites Mal hielt? So entstanden die 14 Bände der „Kirchlichen Dogmatik“, die in ihrer Gewichtigkeit höchstens der Summa des Thomas von Aquino zu vergleichen ist und die auch auf katholischer Seite so

Hitler freilich nur teilweise gefolgt. Aber es ging ihm wie immer auch jetzt nicht nur um die Kirche. So bekam er Schwierigkeiten mit der Schweizer Regierung, die durch ihn ihre Neutralitätspolitik gefährdet sah, und er mußte auch dort wieder gegen die Zensur kämpfen. Mit einigem Erfolg wehrte er sich gegen die Zurückweisung von deutschen Flüchtlingen an der Schweizer Grenze und hat damit vielen von ihnen das Leben gerettet.

So scharf er den deutschen Nationalismus bekämpfte und sich damit in Deutschland weithin unbeliebt gemacht hat, ebenso hat er schon während des Krieges bei den Gegnern Deutschlands deren falsche, weil „christlich“ begründete Kreuzzugsstimmung in vielen offenen Briefen bekämpft und mitten im Krieg sich schon immer um die Zeit nachher gesorgt. Er hat nicht nur alles getan, um materiell Hilfe für Deutschland zu fördern, sondern ist selbst als einer der ersten wieder nach Deutschland gekommen und hat in Bonn Gastvorlesungen gehalten.

Dabei hat er sich auch in all den schwierigen politischen Fragen wieder stark engagiert — wieder nicht zur Freude aller Deutschen. Aber er ging unbeirrt und unbestechlich quer durch alle Fronten hindurch, wie sie sehr bald gebildet wurden durch die Selbstrechtfertigungsversuche der Deutschen, die durch das verständnislose Verhalten der Besatzungsmächte unterstützt wurden, die kirchliche Restauration, mit welcher der Kampf der bekennenden Kirche liquidiert wurde, die Gegensätze zwischen Ost und West und den beginnenden „kalten Krieg“. Hier kämpfte er vor allem dagegen, daß die Kirche sich in die antikommunistische Front einreihen ließ, allerdings in Deutschland ebenso vergeblich wie in der Schweiz, und darum hier wie dort als Kommunistenfreund verdächtigt.

Aber tatsächlich war sein Einfluß auch auf dem politischen Gebiet weit stärker, als es in der deutschen Nachkriegspolitik den Anschein hatte. Männer wie Gustav Heinemann, der über jener Politik zu Fall kam und heute als einer der innergeringsten und profiliertesten Politiker in Deutschland gilt, wären ohne Karl Barth nicht das geworden, was sie sind. Das gilt für viele wirkliche Demokraten in Deutschland.

Unter all dem ist Barth's theologische Arbeit ununterbrochen weitergegangen, und er hat bis in die letzten Tage hinein das theologische Geschehen nicht nur wachsam verfolgt, sondern auch eingegriffen. Eines der schönsten Zeug-

Shaw, der Papiertiger

Erfahrungen im Umgang mit einem Klassiker der Halbmoderne

Etwa vor zehn Jahren hat sich in Österreich ein Verein gegründet zur Bekämpfung von Shaw-Stücken — Hans Weigel oder Friedrich Torberg, also einer der beiden Wiener Kritiker-Altmeister, hatte dazu aufgerufen und gleichzeitig prophezeit, spätestens in zehn Jahren werde kein Theater mehr von George Bernard Shaw Kenntnis nehmen. Irrtum. Shaws Stücke begegnen dem Theatergänger noch immer, zwar nicht mehr so häufig wie vor zehn Jahren, aber

um zumindest ein Shaw-Stück pro Spielzeit kommt man kaum herum.

Dabei ist die Wiener Kampfansage von Shaw-Stück zu Shaw-Stück (falls es nicht gerade zu einem Operetten-Musical wie bei der „Fair Lady“ aufgeböhlt wurde) und von Jahr zu Jahr einleuchtender. Was hat eigentlich jemand versäumt, der noch nie einen Original-Shaw auf der Bühne gesehen hat? Sicherlich keine einzige Gestalt von Fleisch und Blut, die ihm hätte im Gedächtnis bleiben können: bestenfalls ein paar Sottisen (mal erquicklicher, mal unerquicklicher Art) aus dem Spruchband-

en-Emanzipation der Jahrhundertwende heute aber nicht mehr. Um mit Mao zu sprechen: Shaw ist ein Papiertiger.

Nachzuprüfen sind diese ernüchternden Erläuterungen im Umgang mit einem besonders in Deutschland unter Denkmalschutz gestellten Säulenheiligen der sogenannten Halbmoderne im Berliner Schloßparktheater, wo Boleslaw Barlog das Shawsche „piece rose“ (so unteiltel bekanntlich Anouilh, ein Shaw unserer Tage, seine nicht minder gewandte Stückproduktion) „Man kann nie wissen“ herausgebracht hat. Was man nie wissen

Shaw, der Papiertiger

Erfahrungen im Umgang mit einem Klassiker der Halbmoderne

Etwa vor zehn Jahren hat sich in Österreich ein Verein gegründet zur Bekämpfung von Shaw-Stücken — Hans Weigel oder Friedrich Torberg, also einer der beiden Wiener Kritiker-Altmeister, hatte dazu aufgerufen und gleichzeitig prophezeit, spätestens in zehn Jahren werde kein Theater mehr von George Bernard Shaw Kenntnis nehmen. Irrtum. Shaws Stücke begegnen dem Theatergänger noch immer, zwar nicht mehr so häufig wie vor zehn Jahren, aber

Gastdirigenten in Mannheim

Für die Neubesetzung der Position des Generalmusikdirektors des Nationaltheaters Mannheim, die durch das Engagement von Horst Stein an die Wiener Staatsoper ab 1. September 1970 vakant wird, hat die Intendanz im Dezember und Januar drei Dirigenten zu Gastspielen eingeladen. Janos Kulka, Chefdirigent der Wuppertaler Bühnen, wird die Oper „Jenufa“ von Janacek, Hans Zanotelli, Generalmusikdirektor der Städtischen Bühnen Augsburg, die Oper „Der Rosenkavalier“ von Strauss und Hans Walat, Generalmusikdirektor des Theaters in Bremen, Wagners „Tristan und Isolde“ dirigieren.

„Experimentelle Kunst“ im Südwestfunk

Mit dem Experiment in der zeitgenössischen Kunst setzt sich eine neue Sendereihe des Süddeutschen Rundfunks auseinander, die am 11. Januar 1969 beginnt und monatlich einmal jeweils samstags um 21.15 Uhr im Programm Südwestfunk 2 erscheint. Die von Dr. Ekkehart Rudolph geleitete und aus sechs Sendungen bestehende Reihe will einem breiten Publikum, das erfahrungsgemäß unkonventionellen Ausdrucksformen der Kunst mit Skepsis, wenn nicht mit Ablehnung begegnet, Verständnis für das künstlerische Experiment vermitteln.

Die Sendungen werden erklären, was den Künstler dazu veranlaßt, zu „experimentieren“, und warum er zu für die breite Masse „unverständlichen“ Ausdrucksformen greift.

Die Reihe umfaßt folgende Teile: 1. „Die Lyrik“ (Eckart Herrmann, 11. Januar), 2. „Die erzählende Prosa“ (Heinrich Vormweg, 8. Februar), 3. „Das Theater“ (Hellmuth Karasek, 8. März), 4. „Malerei, Plastik, Objekte“ (Erich Naused, 5. April), 5. „Der Film“ (Erwin Goetz, 3. Mai), 6. „Die Musik“ (Rudolf Stephan, 31. Mai).

um zumindest ein Shaw-Stück pro Spielzeit kommt man kaum herum.

Dabei ist die Wiener Kampfansage von Shaw-Stück zu Shaw-Stück (falls es nicht gerade zu einem Operetten-Musical wie bei der „Fair Lady“ aufgemöbelt wurde) und von Jahr zu Jahr einleuchtender. Was hat eigentlich jemand versäumt, der noch nie einen Original-Shaw auf der Bühne gesehen hat? Sicherlich keine einzige Gestalt von Fleisch und Blut, die ihm hätte im Gedächtnis bleiben können; bestenfalls ein paar Sottinen (mal erquicklicher, mal unerquicklicher Art) aus dem Spruchband-Mund von einschüchternd gescheit auftrumpfenden Ansichten-Verfechtern.

Shaws vielgerühmte Stärke, seine spöttische Ironie, besteht, bei Licht besehen, aus der Dialog-Reihung von Paradoxien, will sagen: die guten Shaw-Leutchen mühen sich unablässig, im Namen der Vernunft stets im passenden Moment etwas Unpassendes zu scher-

en-Emanzipation der Jahrhundertwende heute aber nicht mehr. Um mit Mao zu sprechen: Shaw ist ein Papiertiger.

Nachzuprüfen sind diese ernüchternden Erfahrungen im Umgang mit einem besonders in Deutschland unter Denkmalschutz gestellten Säulenheiligen der sogenannten Halbmoderne im Berliner Schloßparktheater, wo Boleslaw Barlog das Shawsche „pièce rose“ (so untertitelt bekanntlich Anouilh, ein Shaw unserer Tage, seine nicht minder gewandte Stückproduktion) „Man kann nie wissen“ herausgebracht hat. Was man nie wissen kann, ist die Frage der Vaterschaft. Die Kinder einer Frauenrechtlerin sind erst dann voll gesellschaftsfähig, wenn sie neben der resolut über ihre Unabhängigkeit theoretisierenden Mutter auch einen leibhaftigen Vater vorweisen können — der findet sich feilich erst nach einem fast dreistündigen Wortgeplänkel.

Dies halbwegs erheitend durch-

„Ihr seid mir schöne Brüder!“

HAPs Kapuzinerpredigt zur Kunst

Heft 11 von HAP Grieshabers Zeitschrift „Der Engel der Geschichte“ im Verlag der manus presse Stuttgart zeigt zuerst eine Wiedergabe des berühmten satirischen Bildes von James Ensor „Der Einzug Jesu in Brüssel“ und schließt daran eine saftige und zünftige Standrede HAPs, in der er auf seine Weise mit den Malerkollegen abrechnet. Die Philippika beginnt mit den Sätzen: „Ihr seid mir schöne Brüder, oder muß ich mit Paulus sagen, ‚liebe Brüder!‘ Nein, ich muß es nicht sagen. Ich muß Euch nicht gut finden. Ihr seid Geniehaber, Wasserspeier, Zimtrotzer,

Pfefferhuster, Luftkötter und Halunkenjünger!“ Und dann gehts weiter mit Bauchheilige, Dianenschwänzer, Moresbeller, Planetentrömler, Sackzwickler, Ewigkeitsdackel, Nebelröster, Dunkelmänner, verdammte Schneedämpfer und endet mit einer Apologie von Ensors Bild.

Weitere Beiträge des Heftes sind vierfarbige Holzschnitte Grieshabers zu seinen schönsten Schimpfnamen, Texte von Margarete Hannsmann und Margot Fuerst, ein Zitat von Walter Benjamin und zwei Faksimiles von Notenskizzen Carl Orffs zum „Prometheus“.

zuhalten, ist selbst für ein solch vielversprechendes Darstelleraufgebot zu viel: Ernst Deutsch (nach vielen Nathan-Jahren erstmals wieder in Berlin) spricht mit verzehrender Nachsicht die edel-einfältigen Nikolaus-Einsichten eines Oberkellners, Bernhard Minetti rumpelt sich selbstvergnügt einen hagestolzen alten Zausel zurecht, Berta Drews streift diesen mit den verachtungsvollen Blicken der Frauenrechtlerin, und Stefan Wigger schließlich läßt seinen armen Zahnarzt mit siegreich strahlenden Bonvivant-Allüren über das verklemmte High-life-Jungvolk triumphieren. Christoph Müller

Und Shaw als gesellschaftskritischer, in der Ibsen-Nachfolge aufklärerisch wirkender Zeitgenosse? Geschenkt, geschenkt — vor 70 Jahren mag das kühn und nutzvoll gewesen sein, ein beschwatzenswertes Bühnenthema ist die Frau-

ist mein Fall: ich wollte schon oft, ich hätte dieses Buch nicht geschrieben, wenn ich mir immer und immer wieder klar machte, was nun, da ich es geschrieben, „weiter zu tun wäre“. Und dies bestand vor allem darin, „auf dem Feld der christlichen Lehre das bitter notwendige „Neue“ zu pflügen“.

Er hat das Fähnlein droben gehalten und ist Lehrer der Dogmatik geworden. Abgesehen von allem andern ist sein Fleiß und seine Arbeitskraft zu bewundern. Wo hat es je einen Universitätsprofessor gegeben, der 40 Jahre lang jede einzelne Vorlesungsstunde schriftlich ausarbeitete und dieselbe nie ein zweites Mal hielt? So entstanden die 14 Bände der „Kirchlichen Dogmatik“, die in ihrer Gewichtigkeit höchstens der Summa des Thomas von Aquino zu vergleichen ist und die auch auf katholischer Seite so gründlich studiert wurden, wie kaum einmal eine evangelische Theologie. Sie ist auch in alle Welt Sprachen übersetzt worden.

Man hatte schon befürchtet, oder gehofft, daß Barth sich damit auf das „akademische“ Feld zurückgezogen und damit sowohl kirchlich wie auch politisch uninteressiert und damit ungefährlich geworden wäre. Daß dem nicht so war, erwieis sich nach 1933. Theologie und Kirche standen dem „Dritten Reich“ hilflos gegenüber, weil alle Versuche des Widerstandes keinen theologischen Boden hatten und man deshalb gegen die neuen „Offenbarungen“ durch die geschichtlichen Ereignisse nicht gewappnet war.

Jetzt kam der Ansatz der Theologie von Barth auch politisch zum Tragen, wie das in der von ihm verfaßten „theologischen Erklärung“ der Bekenntnissynode von Barmen im Mai 1934 in ihrer 1. These zum Ausdruck kommt: „Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben. Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung außer und neben diesem einen Wort Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.“

Was hier in theologischer Sprache ausgedrückt wird, hat Barth schon vor 1933 und nachher öffentlich in politischer und vor allem den Machthabern unmißverständlicher Sprache immer wiederholt. So konnte es nicht ausbleiben, daß er 1935, als er auch noch den unbedingten Beamteneid auf Hitler verweigerte, abgesetzt und aus Deutschland ausgewiesen wurde. Von Basel aus, wo er als Professor aufgenommen wurde, hat er sich nach wie vor mit den deutschen Sorgen und Nöten verbunden gefühlt.

Man fand immer wieder Wege zur Kommunikation über die Grenze. Die Kirche in Deutschland ist ihm in ihrem Widerstand gegen

antikommunistische Front einreihen ließ, allerdings in Deutschland ebenso vergeblich wie in der Schweiz, und darum hier wie dort als Kommunistenfreund verdächtigt.

Aber tatsächlich war sein Einfluß auch auf dem politischen Gebiet weit stärker, als es in der deutschen Nachkriegspolitik den Anschein hatte. Männer wie Gustav Heinemann, der über jener Politik zu Fall kam und heute als einer der integresten und profiliertesten Politiker in Deutschland gilt, wären ohne Karl Barth nicht das geworden, was sie sind. Das gilt für viele wirkliche Demokraten in Deutschland.

Unter all dem ist Barths theologische Arbeit ununterbrochen weitergegangen, und er hat bis in die letzten Tage hinein das theologische Geschehen nicht nur wachsam verfolgt, sondern auch eingegriffen. Eines der schönsten Zeugnisse für seine theologische und menschliche Größe ist das Nachwort, das er zuletzt noch zu einer Ausgabe von Schleiermachers Werken schrieb. So müßten Theologen übereinander und miteinander reden!

Ganz besonders hat er sich in den letzten Jahren mit der katholischen Theologie befaßt. Nachdem er sämtliche lateinischen Texte des II. Vaticanums genau studiert hatte, fuhr er nach Rom, um sie mit den Theologen zu diskutieren und hatte dabei auch eine persönliche Aussprache mit dem Papst, zu dessen Einleitung er diesen fragte, ob er bei dem Ausdruck von den „getrennten Brüdern“ den Ton mehr auf das erste oder zweite Wort lege.

Er hatte viele dankbare Freunde und Schüler unter den katholischen Theologen, die er aber neuerdings immer wieder warnte, sie sollten sich davor hüten, in ihrem Reformeifer alle theologischen Fehler der Evangelischen nachzumachen. Für eine „Ökumene“ im theologischen Niemandland hatte er keinerlei Verständnis.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Karl Barth mit den höchsten akademischen und anderen Ehren und Auszeichnungen aus aller Welt bedacht wurde. In Deutschland aber, dem seine besondere Liebe galt, hat man beschämenderweise die bereits beschlossene Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels wieder zurückgezogen.

Welche theologische Entwicklung Barth selbst durchgemacht hat von dem radikalen „Gott ist der ganz andere“ des Römerbriefs, zeigt der Titel eines späten Schriftchens: „Die Menschlichkeit Gottes“. Wer das Glück hatte, ihn persönlich in seiner Menschlichkeit kennen zu lernen, der weiß, wie überzeugend und glaubhaft sein eigenes Leben die Frucht seiner Theologie bezeugte.

„Den Gefangenen Befreiung“ heißt der Titel, unter dem Barth seine Predigten am Basler Münster herausgab. Das Wort könnte als Motto über seinem ganzen Lebenswerk stehen.

Zu dieser Menschlichkeit gehörte es auch, daß der hoch geschätzte Prediger seit Jahren nicht mehr im Münster, sondern nur noch den Gefangenen in der Basler Strafanstalt predigte. Solche Predigten hat er veröffentlicht unter dem Titel: „Den Gefangenen Befreiung“. Dieses Wort könnte über Karl Barths ganzem Lebenswerk stehen.